

Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Prämumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

Wintermärchen.

Es heult der Sturm, es fällt der Schnee,
Wie Staub gepeitscht von eif'gem Winde.
Als thät der Wintersturm ihr weh',
So ächzt die blätterlose Linde.

Im Stübchen sitzt ein bleiches Weib,
Bemüht den Säugling zu erwärmen;
Ihr mütter Blick, ihr sticher Leib
Verräth des Herzens stilles Härmen.

Sie darbt, sie hungert ach und friert,
Indeß der Mann dem Bacchus fröhnet,
Sein Gab' und Gut im Spiel verliert
Und trunken dann sie schmählt und höhnet.

Das ist sein Tritt, das ist sein Ton —
„Warum kein Feuer auf dem Herde?“
„Drei Tage fehlet Holz uns schon,“
Sagt sie mit trauriger Geberde.

Er sucht und nimmt die Art zur Hand;
Er geht hinaus und fällt die Linde.
Sie hört die Schläge. Längs der Wand
Eilt sie zum Fenster hin geschwinde.

„Laß ab, den Lindenbaum laß sieh'n,
Der Schatten gab in Sommertagen.
Will lieber in den Wald 'nans geh'n
Und d'rer Geißt zusammen tragen!“

Er hört nicht auf ihr bittend Wort,
Er läßt die Art im Stamme wüthen.
Und nimmer singen Vöglein dort,
Wo Biener summten einst um Blüthen. —

Mit Fluchen hat in Brand gesteckt
Er mühsam Nachts das Holz, das grüne,
Und sich zum Schlummer hingestreckt;
Da folgt dem Lndank schon die Sühne.

Was zischt und brodel't, furt und kracht
So tödtlich in den Feuerbränden?
Was schlängelt sich dann lei' und sacht
Hin an des Stübchens dunklen Wänden?

Aus jedem Spahne, den vom Baum
Die scharfe Art hat fortgenommen,
Quillt es hervor und füllt den Raum,
Wie wenn zu Hauf Gespenster kommen.

Es quillt hervor so fahl und grau,
Ein Heer von Geistern, luft'gen, feinen;
Sie hocken sich auf Mann und Frau,
Und auf den Knaben, auf den kleinen.

Was heben sich die Lungen schwer?
Was stöhnt der Mann auf seinem Lager?
Der Knabe athmet längst nicht mehr,
Die Frau ist todt, nun stirbt ihr Plager.

Ludwig Josleib.

Die Hochzeit zu Maichau.

Eine Erzählung aus Unterkrain von Leopold Kordesch.

Seitwärts der Commercialstraße, die in Unterkrain von Neustadt aus nach Möttling und Karlstadt führt, erblickt der Reisende, wenn er über Gotherndorf hinaus, am Gute Poganz vorübergekommen ist und dem sogenannten Uskofen-Gebirge zueilt, rechts auf einem kegelartigen, steilen Berge eine imposante, prächtige Ruine, die stolz in das Thal niederschaut. Es ist die Ritterburg Maichau, eines der mächtigsten und festesten Bergschlösser, die wir in Krain zählen. Die ungewöhnlich starken Thürme, die weitreichenden Ringmauern dieses Schlosses sind sprechende Zeugen der einstigen Größe desselben. Die Aussicht auf die schöne, fruchtbare und fleißig angebaute Umgegend gegen Neustadt hin und ringsherum ist, von der Ruine aus, wahrhaft entzückend; die Ostseite, dem mächtigen Gorianzberge zugekehrt, nimmt sich wildromantisch aus, während gegen Westen und Norden die Gegend in sanfteren Tinten dem Auge in die Ferne verschwimmt. —

Freunde der vaterländischen Geschichte dürfte es vielleicht interessieren, wenn wir vor Beginn unserer Erzählung eine kleine historische Skizze dieser nun in Trümmer zerfallenen Burg und seiner einstigen Besitzer und Herren entwerfen:

Das mächtige, ruhmvolle und kriegerische Geschlecht der Herren von Maichau verliert sich in das graueste Alterthum. Dasselbe hat mehrere Jahrhunderte in Krain geblüht und ist hochgeachtet und gefürchtet gewesen. Man kann sich einen Begriff von dem Muth und der Stärke der Maichauer machen, wenn man im Schönbuchen liest, daß ein Albrecht von Maichau sich unterstand, im Jahre 1198 dem Könige Bela III. von Ungarn an seinen Grenzen einige feste Plätze anzufallen und wegzunehmen. Im Jahre 1250 finden wir drei Maichauer Herren verzeichnet, Namens Menhardt, Ulrich und Alving. Letzterer war noch im Jahre 1292 Besitzer des Schlosses. Obwohl Letzteres in den zwei darauffolgenden Jahrhunderten nicht immer im Besitze der Maichauer stand, so weisen doch alte Chroniken nach, daß dieses Geschlecht bis zum Jahre 1554 in Krain vorkam, und daß ein Constantin von Maichau in dem eben genannten Jahre noch auf Maichau residirte. Die große, ausgebreitete Herrschaft Maichau, in Verbindung mit vielen andern dazu gehörigen Schlössern und Gilden, kam von Zeit zu Zeit pfandweise in anderer Herren Hände. So war im Jahre 1373 Albrecht Graf von Görz Besitzer von Maichau; von ihm fiel das Schloß dem mächtigen Hermann Grafen von Cilli

zu, der es dann seinem Sohne Friedrich abtrat. Nach dem bekannten Falle der Cillier Grafen kam die Herrschaft Maichau an das Haus Oesierreich und später an andere Besitzer. Zu Balvasor's Zeiten war Johann Ernst Graf von Paradeiser, Hauptmann in Sichelberg, Herr und Inhaber von Maichau. Zweimal erscheint Maichau in der Geschichte als ein Tummelplatz der Bauernrevolution in Krain, nämlich in den Jahren 1515 und 1602. In dem zuerst genannten Jahre am 17. Mai erstürmte ein bäuerlicher Rebellenhaufen die Burg und warf die damaligen Pfand-Inhaber der Herrschaft, die Brüder Balthasar und Nicolaus von Mündorf nebst zwei fremden Rittern, die eben anwesend waren, schonungslos über die Schloßmauern. Fünfzehn andere Edelleute, die zu Hilfe herbeigeeilt waren, wurden erschlagen und ihre Häupter über die Ringmauern geschleudert. Die Grausamkeit der wüthenden Bauern ging so weit, daß sie auch zwei kleine, unmündige Söhne des Balthasar von Mündorf Angesichts ihrer Mutter im Schloßhofs jämmerlich mordeten und dann die arme Frau, nachdem sie ihr alle Kleider vom Leibe gerissen, beim Schloßthore hinausstießen, wo sie ein anderer toller Haufe von Rebellen empfing und ihr den Kopf mit Knütteln zerschmetterte. Ein einziges kleines Töchterchen der Unglücklichen entkam dadurch, daß ihre Amme es als ihr eigenes ausgab und im Tumulte sich mit demselben aus dem Schlosse flüchtete.

Der zweite, im Jahre 1602 ausgebrochene Bauern-Aufstand brachte dem Schlosse und seinen Bewohnern weniger Schaden, wenn er auch zum großen Nachtheile der Uskoken ausfiel, die der damalige Besitzer von Maichau, Carl Zuritsch, gegen die Bauern aufhezte. Von den etwa einhundert Mann zählenden Uskoken, die dem Schloßbesitzer zu Hilfe kamen, konnten kaum zehn Mann das Leben retten, und flüchteten sich eilig hinter den Gorianzberg zurück, den sie umwohnten. Bald darauf scheint das Maichauer Schloß verlassen worden zu sein, und dürfte jetzt nahe an 200 Jahre schon als Ruine dastehen. —

Nach dieser geschichtlichen Abschweifung wollen wir dem Leser die vorbetiteltete vaterländische Sage vortragen.

Es war an einem schönen Herbsttage des Jahres 1463, als eine schwerfällige, kastenähnliche Kutsche, mit zwei starken Pferden bespannt, die steilen Straßenwindungen zum Schlosse Maichau hinauffuhr. Als das Gefährt das Burgthor erreicht hatte, rasselte die Zugbrücke nieder, das schwere Thor ging auf und ein silbergrauer, aber noch rüstiger Mann in ritterlicher Kleidung trat an den Wagenschlag.

„Willkommen, mein Junge, Du siehst aus, wie das Leben!“ rief er, gegen einen Jüngling die Hände ausbreitend, der sich aus dem Wagen mit dem Ausrufe: „Mein theurer Vater!“ freudig in seine Arme stürzte. Ein anderer junger Mensch, jedoch viel einfacher gekleidet, saß noch regungslos im Wagen.

„Mein Freund Kunibert ist mitgekommen, wie Ihr es mir erlaubt habet, Vater!“ sagte nun der Ausgestiegene und half dem Schüchternen, der sich mehreremale vor dem Ritter

verbeugte, aus dem Kasten. Bald stiegen die Ankömmlinge die große Treppe im Schlosse hinauf, auf der ein vornehm gekleidetes Fräulein den Bruder und seinen Gefährten, sitzig erköthend, freundlich begrüßte. Ein Diener trug eine prächtige Harfe nach.

„Ich konnte mich in der Ferienzeit von Kunibert — und er von seiner Harfe nicht trennen und so bringen wir sie mit, liebe Elisabeth!“ sprach Otto lächelnd, und präsentirte seinen Freund dem geliebten Schwesterchen. Bald saßen die Studien-Collegen in der großen Halle an der Seite des Ritters und thaten den von Elisabeth dargebotenen Erfrischungen alle Ehre an.

Kunibert, ein schüchtern, bürgerlicher, aber sehr talentreicher Jüngling von 20 Jahren, war der Sohn des städtischen Musikmeisters Paul Numer in Rudolfswerth, wo er mit Otto von Maichau, dem Sohne des alten Hermann von Maichau, im herzoglichen Lehrconvicte, in welchem beide den Studien oblagen, Bekanntschaft gemacht und eine intime Freundschaft geschlossen hatte, so daß man sie im Convicte scherzweise nur Castor und Pollux nannte.

Der Musikmeistersohn war als Sänger und Harfenspieler ein Künstler, wie es damals in ganz Krain keinen geben mochte. Alle Briefe, die der Junker an Vater und Schwester aus dem Convicte schrieb, überflossen vom Lobe Kunibert's als Harfenkünstler, und so kam es, daß der alte Herr von Maichau schon aus Neugierde sich bewogen fand, dem Sohne zu erlauben, seinen liebsten Collegen über die Ferienzeit mit auf das Schloß zu bringen.

Elisabeth, die einzige Tochter Hermann's, von der umliegenden Ritterschaft nur „die Blume von Maichau“ genannt, war eines der schönsten Mädchen in Krain. Weiß und zart, wie eine Königsblüthe, gleich sie jenen ätherischen, idealen Frauengestalten, wie wir solche auf den Bildern von Raphael, Carlo Dolce und Leonardo da Vinci zu bewundern gewohnt sind. Mit der wunderherrlichen Gestalt verband Elisabeth zugleich das edelste Herz, das zarteste, weichste Gefühl. Man konnte dieses Mädchen nicht sehen, ohne es zu lieben. Kunibert, der dem Schloßfräulein zum Lehrer auf der Harfe bestimmt wurde, erzitterte vom Glücke, als ihm der alte Ritter seine Tochter als Schülerin vorführte. In jener schönen, glücklichen Zeit, die noch nicht vom Gifte des erbärmlichen Egoismus und Materialismus verpestet war, ließ sich die Liebe viel romantischer an; das Herz galt noch etwas und blieb Amor's Pfeilen zugänglicher, als in unserem klügelnden, berechnenden, kalten Zeitalter. Der erste Augenblick des Zusammentreffens des jungen Musikers mit der Ritterstochter hatte für beide auf immer entschieden, ohne daß sie es ahnten.

Wenige Tage reichten hin, um Kunibert auf Maichau als den besten Sänger und Harfenkünstler zu accreditiren und ihm die Sympathien und den Beifall Aller zu sichern, die ihn hörten. Wer dem Jünglinge jedoch die größte Bewunderung zollte, brauchen wir nicht erst zu erläutern. Ritter Hermann, der in die lauten Lobeserhebungen aufrichtig selbst miteinstimmte die Kunibert dargebracht wurden, war weit entfernt, das

unnennbare Entzücken, welches Elisabeth bei Kuniberts Kunstproben an den Tag legte, für etwas anderes, als für Liebe zur Kunst zu deuten, und zu adelsstolz, um seiner streng erzogenen, gehorsamen Tochter zuzumuthen, für einen armen Harfner Liebe zu empfinden und zu nähren. Die Kluft zwischen beiden erschien ihm als eine sichere Schutzwehre gegen Gefühle so zarter Art.

Kunibert schwamm in einem Meer von Entzücken, als er bei den Harfenlektionen wahrnahm, daß die Finger der herrlichen Jungfrau erbeben, wenn die seinigen zuweilen beim Spiel ihre Hand berührten. Gleich seine stumme, verschwiegene Liebe zum Burgfräulein doch der reinsten Anbetung, seine Verehrung und Hochachtung der Abgötterei. Auf den Abstand zwischen ihnen dachte er gar nicht. Was hätte auch eine feurige erste Liebe mit dem kalten Verstande zu schaffen? Was sind ihr Standesunterschied, Rang, Vermögen und Hindernisse aller Art? Das junge Herz, von Liebe entzündet, denkt nur an sie allein: Alles erscheint ihm da im rosigsten Lichte; alpenhohe Berge von Hindernissen dünken ihm nur als kleine Nebenhügel, und die Hoffnung, diese alte Betrügerin, spiegelt ihm das Unmögliche als möglich vor. (Fortsetzung folgt.)

Die Dismas-Brüder im XVII. und XVIII. Jahrhundert.

Ein Beitrag zur Culturgeschichte Krains, von P. v. Radics.

„Ein frommer Verein zur Förderung religiösen Sinnes, vor zwei Jahrhunderten gegründet, gehört der Kirchengeschichte Krains an, und mag eine kurze Notiz seines Bestandes im Vorübergehen dem Culturbilde des Landes eingefügt werden“ — so spricht vielleicht mancher bei flüchtiger Betrachtung unseres Vorhabens, die 1688 gegründete Dismasbruderschaft in ihren Tendenzen und Wirkungen darzustellen; doch er thut darin sehr Unrecht!

Die genannte Verbindung bietet uns durch ihren Nachlaß, den wir in Händen halten, in der von der Begründung bis zur Auflösung (1801) genau geführten Matrikel genug der Momente, die einer eingehenden Würdigung durch den Culturhistoriker wohl werth sind.

Wir wollen diese Momente gleich von vornherein präcisiren, ehe wir über die Statuten des Vereins sprechen und die genannte Matrikel Blatt um Blatt durchgehen.

Vor allem ist interessant, zu erfahren, aus welchem Motive und wie der Verein entstand, wie er sich weiterbildete, blühte, allmählig abnahm und — verfiel!

Gleich in den ersten Jahren der Gegenreformation war von ihren Commissären — den Jesuiten — eine Marienbruderschaft in Krain begründet worden (1605), deren Matrikel ebenfalls erhalten ist, und auf ihrem ersten Blatte den Namen Ferdinand II. trägt, der sich eigenhändig in Laibach eingeschrieben.

Dieser fromme Verein umfaßte alle Stände ohne Unterschied, und so finden wir in seiner Matrikel die ersten Fami-

lien des Landes neben dem Handwerker, wie sie denn alle in gleicher Weise durch des strengen Kaisers Maßregeln zum alten Glauben zurückgebracht waren.

Im Gegensatz zu dieser, alle Classen der Gesellschaft einbeziehenden, aber nur religiösem Zwecke zugekehrten Bruderschaft entstand im Jahre 1688 die exclusive Vereinigung der Dismasbrüder, die laut ihren Statuten: „adelig, graduirt oder reputirlichen Aemtern angehörig“ sein mußten.

Es waren anfänglich, und zwar bis zum Aufhören des Marienvereines (um 1735) der kleine, junge Adel des Landes, die kaiserlichen und landschaftlichen Beamten, Vorsteher der Stadtgemeinde, die Doctoren Juris und Medicinae, die sich in der neuen Congregation zusammensanden.

Es ist gewiß kein weitgehendes Präjudiz, daß diese Männer durch höhere geistige Interessen zu diesem Sonderbunde geführt wurden, denn außer dem naheliegenden Vergleiche der beiderseitigen Vereinsmatrikel, wo die nach dem Usus der italischen Academien gewählte Form der Motto's, der Wappenbilder und Symbole bei den Dismasbrüdern gegen die bloße Namens eingetragen beim Marienvereine in geistiger Rücksicht gewiß im Vortheil ist, — folgern wir das Obengesagte auch aus dem Umstande, daß schon in der kurzen Zeit von 5 Jahren nach der Gründung der Dismascongregation durch ihre Mitglieder die gelehrte Gesellschaft der Operosen, eine Academie der Wissenschaften für Krain, ins Leben gerufen wird.

Am 5. Mai 1688 sprach der kaiserliche Verweser von Triest, Herr Wolf Sigmund von Kühnbach, die Constituirung der einem erhöhten religiösen Eifer gewidmeten Dismasbruderschaft zu Laibach aus, und sogleich schloß sich ihm der gewesene Oberbergrichter Franz Jacob von Erberg an, der fortan der neuen Körperschaft die thätigste Unterstützung zukommen ließ.

Trotz dem gewiß eifrigsten Bestreben dieser Weiden ging die Verwirklichung der angeregten Idee doch nur sehr langsam von Statten; vielleicht nicht ohne Einwirkung von Seite der Jesuiten. Erst im Spätjahr 1689 kommt die Sache einigermaßen in Gang, und der 12. September sieht 18 Einzeichnungen, der 13. deren 3, der 15. eine, desgleichen der 18. und 28. November. Damit war aber auch schon die durch §. 2 der Statuten normirte Mitgliederzahl von 26 voll. Die weitere Statistik des jungen Vereins stellt sich für's XVII. Jahrhunderts so: 1690 sterben 3 Mitglieder, demnach erfolgen 3 Neuwahlen; 1691 ereignet sich eine durch §. 2 gestattete „supernumeräre“ Aufnahme; 1692 ereignen sich 2 Todesfälle und eine Aufnahme, dagegen 1693 ein Todesfall und 2 Aufnahmen. Das Jahr 1694 bringt eine Neuwahl und einen Todesfall; das Jahr 1695 sieben Neuwahlen, ohne daß nur ein Abgang erfolgt wäre: 1696 und 1697 starb je ein Mitglied, und der 15. Mai 1698 verzeichnet 3 neue Mitglieder.

Man sieht schon beim Jahr 1695, daß von der Beschränkung des §. 2 auf 26 Mitglieder abgegangen worden; und dieß ereignete sich in der Folge öfter, so z. B. wurden im Jahre 1700 zwölf Neuwahlen vorgenommen, da doch im

selben Jahre nur ein, im Vorjahre (1699) gar kein Abgang erfolgt war.

In dem Cyclus von 17 Jahren 1700—1717, bis hin der erste Secretär der Gesellschaft — der Historiograph Hans Gregor Thalnitzer von Thalberg — das Verzeichniß der Sterbefälle führte, ergibt sich die Bewegung: 34 Abgänge (Tode), darunter der erste Vorstand Kühnbach, und 48 Neuwahlen, also ein Plus von 14 Mitgliedern über die bei der Gründung führt gewesene Zahl.

Doch dieses Mehr war kein Ueberschreiten der Statuten, denn wir sehen aus einem, 1708 erschienenen Andachtsbüchlein des Vereines (Disma Philogia), dem Statuten vorgedruckt sind, daß dieselben in mehreren Paragraphen von den erstentworfenen abweichen, so auch im S. 2, der die Zahl 51 als das Maximum der Brüder annimmt.

Die Jahre 1718—1771 weisen die Gesamtzahl von 90 Aufnahmen, wobei zu berücksichtigen kommt, daß 15 Jahre in diesem Zeitraume mit 0 erscheinen; die stärkste Zunahme ist 1740, wo 8 Neuwahlen stattfinden, sonst sind die Zahlen 3 und 2 vorherrschend, die dann hin und wieder um eine Einheit steigen oder fallen.

Blicken wir auf Namen und Stand der in dieser zweiten Epoche des Vereines Neueingetretenen, so finden wir von 1725 an, in welchem Jahre die Academia Operosorum durch die Bemühungen der Jesuiten aufgelöst wurde, fast nur Privatmännern beitreten, und von den 30er Jahren an, nachdem, wie schon angedeutet wurde, der Marienverein eingegangen, reihen sich immer mehr und mehr Cavaliere aus dem „Herrenstande“ unter die Dismasbrüder. Der Verein verfolgte in dieser Zeit ausschließlich religiöse Zwecke.

Vom Jahre 1771 — 1800 weist die Matrifel gar keine Namen von Neuaufgenommenen, so daß wir diese Unterbrechung von 29 Jahren schon als den Verfall des Vereines bezeichnen können.

Daß es so kam, ist ganz natürlich, denn in diese Zeit fällt die Aufhebung der großen Stifte, die allmählig vorschreitende Verarmung unseres Adels, der durch Kaiser Josef und den ihm ergebenden Laibacher Bischof entseesselte Kampf gegen den Pietismus im Lande, das Wiedererwachen der Academia Operosorum, deren Mitglieder unter so geänderten Verhältnissen nicht mehr zum Schutze ihres Beginns nebstbei einer frommen Gesellschaft anzugehören brauchten — das Alles zusammen war Wirkung genug, um die gänzliche Auflösung der Dismascongregation vorzubereiten.

Diese erfolgte aber erst in der Zeit der französischen Zwischenherrschaft in Krain (1809—13) und die Matrifel verzeichnet noch 1800 eine, und 1801 zwei Neuwahlen.

Der letzte Vorsteher war ein Graf Hohenwarth, der eifrigst bemüht gewesen, die Brüder in einiger Verbindung zu erhalten und für die Ergänzung der statutenmäßigen Zahl sorgte; sein Tod war auch der des Vereines.

So hätten wir ein Moment, die Geschichte der Verbindung, erörtert, die gewiß durch die Art, wie sie zu Stande kam, und durch das Motiv hohen Interesse einflößt, durch welches sie bei der Gründung geleitet war, nämlich, auf diesem Umwege einen gelehrten Verein im Gegensatz zu den Jesuiten, die das Monopol der Wissenschaften in jenen Tagen zu besitzen meinten, in's Leben zu rufen, welches Beginnen jedoch an dem Widerstande der frommen Väter scheitern mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gistwiese in Mac Almoresthal in Georgia.

Eine eigenthümliche Erscheinung im nordwestlichen Theile von Georgia, Süd- und Nord-Carolina, sowie auch in Tennessee kommt in den Gebirgsgegenden vor. Man nennt sie Milk Sick (franke Milch), die ihre Entstehung giftigen Futterplätzen verdankt. In dem tief gelegenen Thal zwischen den beiden Bergen Lookout-Mountain und Peagon-Mountain liegt eine Stelle, von ungefähr zwei Tagwerk groß, die als eine Gistwiese bekannt ist. Sorgfältige Umzäunung hält das Vieh von diesem Futterplatze ab. Ihre Vegetation ist in gar nichts verschieden von ihrer nächsten Umgebung, und das Gras stand innerhalb der Umzäunung eben so üppig und grün wie in der Nachbarschaft.

So lange Thau auf dieser Wiese liegt, sterben alle grasfressenden Thiere, zahme wie wilde, vom Genuße der darauf befindlichen Pflanzen, und zwar je stärker der Thau, desto schneller und heftiger die Wirkung. Ist die Wiese abgetrocknet, so schadet das Gras nicht mehr, was auch durch Erfahrungen insofern festgestellt wurde, als die Leute unter Mittagszeit das Vieh, ohne Furcht auf die Weide lassen; nur gegen den Abend wird zeitig eingetrieben. Besonders Pferde und Kühe gingen schon viele auf dieser zu Grunde, und wie viele Opfer mögen gefallen sein, bis man die Gefahr auf so enge Grenzen zu beschränken vermochte. Hat das Vieh nur wenig behaute Pflanzen gefressen, so wird die Krankheit eine langsame, und unglücklicherweise dann erst spät erkannt, wenn ihre Milch und Butter, besonders letztere, tödtlich auf den Menschen gewirkt haben. Sind auch vereinzelte solche Fälle bekannt, wo davon ergriffene Menschen gerettet wurden, so war ihre Heilung doch nur sehr unvollkommen, und sie fielen für ihre Lebenszeit. Auch das Fleisch von solchen erkrankten Thieren tödtet die Menschen und Raubthiere, und — ein Umstand, der dabei wohl zu beachten ist — selbst im gekochten Zustande behält es diese giftige Eigenschaft bei. Die Erscheinungen nach dem Genuße sind folgender: Mattigkeit in den Gliedern, Traurigkeit und Ekel vor allen Speisen, dann folgt heftiger Durst, hervortretende entzündete Augen, denen ein übelriechender Geruch entströmt, entzündeter Magen und Brechreiz, trockene Haut bei fast unverändertem Puls, sodann der Tod.

Epigrammatisches.

Noch immer brach die Zeit nicht an
Der aufklärten Köpfe;
Die Zopfzeit ist wohl abgethan,
Doch nicht die Zeit der Zöpfe.

Wenn Jeder ist, wie er sich zeigt,
So lernt man sich bald recht verstehen —
Nur Schade, die Geschichte schweigt
Darüber, daß es je geschehen.

Dem Einen nützt, wenn er recht zart
Dem Publikum sich offenbart;
Der Andre hilft sich trefflich fort
Mit derber Art und grobem Wort.
Drum soll man's Jedem überlassen,
Sich der Gesellschaft anzupassen.

Lebenserfahrung und Lebensmuth,
Virgt selten ein und derselbe Gut.